In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 144. Posen, den 14. Dezember 1927. Nr 144.

Der Seewolf.

Von Jack London.

8. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Mehrere Tage vergingen, immer noch schäumte die „Ghost“ vor dem Passat dahin, und ich hätte schwören können, daß ich den Wahnsinn in Thomas Mugridges Augen wachsen sah. Ich gestehe, daß ich mich sehr, sehr fürchtete. Wenn er die Schärfe der Schneide prüfte und mich wild anstarrte, glich sein Blick dem eines Menschenfressers. Ich fürchtete, ihm den Rücken zu kehren, und wenn ich die Kombüse verließ, ging ich rücklings, zum Ergötzen der Matrosen und Jäger, die sich in Gruppen versammelten, um Zeugen meiner Flucht zu sein. Jede Stunde, jede Minute stand mein Leben auf dem Spiel und doch war vorn und achtern keine Seele, die Mitgefühl genug besaß, um mir zu Hilfe zu kommen. Zuweilen dachte ich daran, die Barmherzigkeit Wolf Larsens anzurufen, aber der spöttische Teufel in seinen Augen, der das Leben höhnte, erschien vor mir und hielt mich zurück. Dann wieder erwog ich ernsthaft den Gedanken an Selbstmord und mußte die ganze Kraft meiner hoffnungsfrohen Philosophie aufbieten, um nicht in der Dunkelheit der Nacht über Bord zu springen.

Mehrmals suchte Wolf Larsen mich in eine Unterhaltung zu ziehen, aber ich gab nur kurze Antworten und wich ihm aus. Zuletzt befahl er mir, meinen Platz am Kajütentisch wieder einzunehmen und den Koch meine Arbeit verrichten zu lassen. Da sprach ich offen mit ihm, erzählte ihm, was ich von Thomas Mugridge wegen seiner dreitägigen Gunst zu leiden hatte. Wolf Larsen betrachtete mich lächelnd.

„So, und jetzt haben Sie Angst, was?“ höhnte er.

„Ja,“ sagte ich trotzig und ehrlich.

„So seid ihr Kerle,“ rief er halb ärgerlich, „schwelgt in Gefühlen über eure unsterbliche Seele und fürchtet euch vor dem Tode. Beim Anblick eines scharfen Messers und eines feigen Cockneys denkt ihr an nichts anderes, als euch ans Leben zu klammern. Warum sich fürchten? Sie haben ja ein ewiges Leben vor sich. Und selbst, wenn Sie hier und in diesem Augenblick sterben, so werden Sie irgendwoanders in alle Ewigkeit weiterleben. Köchlein kann Ihnen gar nichts anhaben. Er kann Sie nur auf den Weg befördern, den Sie für die Ewigkeit wandern sollen. Wenn Sie aber nicht den Wunsch hegen, gerade jetzt befördert zu werden, warum befördern Sie dann nicht Köchlein? Stechen Sie ihm ein Messer in den Leib und erlösen Sie seinen Geist. Der lebt jetzt doch in einem elenden Gefängnis und Sie erweisen ihm nur einen Freundschaftsdienst, wenn Sie die Tür aufreißen. Und wer weiß? Vielleicht wird ein schöner Geist aus dem ekelhaften Leichnam zum himmlischen Blau emporschweben. Befördern Sie ihn und ich befördere Sie an seinen Platz mit 45 Dollar den Monat.“

Es war klar, daß ich von Wolf Larsen weder Hilfe noch Mitgefühl zu erwarten hatte. Ich mußte allein handeln und mit dem Mute des Feiglings beschloß ich, Thomas Mugridge mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Ich lieh mir von Johansen einen Schleifstein. Louis, der Bootssteuerer, hatte mich um kondensierte Milch und Zucker angebettelt. Der Vorratsraum lag unter dem Fußboden der Kajüte. Ich nahm eine Gelegenheit wahr und stahl fünf Dosen Milch, und als Louis' Wache am Abend begann, erstand ich dafür einen Dolch, der ebenso dünn und gefährlich war wie Thomas Mugridges Küchenmesser. Er war rostig und stumpf, aber ich drehte den Schleifstein und Louis schliff die Klinge. Diese Nacht schlief ich viel besser als sonst.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, begann Thomas Mugridge wieder sein unaufhörliches Wetzen. Ich sah mich ängstlich nach ihm um, denn ich kniete vor dem Herd, um die Asche herauszuholen. Als ich sie über Bord geschüttet hatte und wiederkam, unterhielt er sich mit Harrison, dessen braves, dummes Bauerngesicht die größte Bewunderung verriet.

„Ja,“ sagte Mugridge, „was kann mir schon Schlimmeres geschehen als zwei Jahre Kittchen! Aber was ich mir daraus schon mache. Der andere Kerl hat sein Fett gekriegt. Du hättest ihn sehen sollen! Messer gerad wie das hier. Steckte es rein in ihn wie in Butter.“

Ein Ruf des Steuermanns unterbrach den Bericht und Harrison ging nach achtern. Mugridge setzte sich auf die Türschwelle der Kombüse und wetzte weiter. Ich legte die Kohlenschaufel beiseite, setzte mich ruhig auf den Kohlenkasten und sah ihm zu. Er beehrte mich mit einem bösartigen Blick. Aeußerlich ruhig, wenn auch mit Herzklopfen zog ich Louis' Dolch heraus und begann ihn auf dem Stein zu wetzen. Und zwei Stunden lang saßen wir da, Angesicht zu Angesicht, und wetzten, wetzten, bis die Neuigkeit sich an Bord verbreitete und die halbe Schiffsbesatzung sich vor der Kombüsentür scharte, um den Anblick zu genießen. Anfeuerungen und Ratschläge wurden freigebig erteilt. Jock Horner, der stille Jäger, der aussah, als könne er keiner Maus etwas zuleide tun, riet mir, ihm die Klinge von unten in den Bauch zu jagen und ihr dann die „spanische Drehung“ zu geben. Leach, der den Arm in der Binde auffällig vorstreckte, bat mich, ein paar Ueberreste vom Koch für ihn zu lassen, und Wolf Larsen blieb ein paarmal neben der Hütte stehen und betrachtete uns neugierig. Und ich muß gestehen, daß ich das Leben jetzt ebenso niedrig einschätzte. Es hatte nichts Schönes, nichts Göttliches mehr — hier gab es nur zwei feige Geschöpfe, die Stahl auf Stein wetzten, und eine Gruppe weiterer Geschöpfe, die zusahen. Und ich glaube nicht, daß ein einziger sich dazwischengelegt hätte, wenn es zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen uns beiden gekommen wäre.

Aber nichts geschah. Nach zwei Stunden legte Thomas Mugridge Messer und Stein fort und streckte mir die Hand entgegen.

„Was hat es für einen Sinn, sich den Viehern zur Schau zu stellen?“ fragte er. „Sie lieben uns nicht und würden sich verdammt freuen, wenn wir beide uns gegenseitig die Kehle abschnitten. Du bist nicht der Schlimmste, Hump! Du hast Mut, und ich hab' dich im Grunde gerne. Komm, gib mir die Flosse.“

So feige ich auch sein mochte, war ich es doch weniger

als er. Es war ein unbedingter Sieg, den ich errungen hatte, und ich wollte nichts davon verscherzen, indem ich die verhaßte Hand schüttelte.

„Schön," sagte er, „nimm sie oder laß es bleiben, deshalb gefällst du mir nicht weniger." Und hierauf wandte er sich heftig gegen die Zuschauer: „Macht, daß ihr von der Kombüsentür wegkommt, ihr elenden Lümmel!"

Diesem Befehl verlieh er Nachdruck durch einen Kessel kochenden Wassers, bei dessen Anblick die Matrosen Hals über Kopf fortstürzten. Die Jäger versuchte er allerdings nicht zu vertreiben.

„Köchlein ist fertig," hörte ich Smoke zu Horner sagen. „Ja, darauf kannst du wetten," lautete die Antwort. „Von jetzt an ist Hump Herr in der Kajüte, und Tommy muß die Hörner einziehen."

Mugridge hörte es und warf mir einen schnellen Blick zu, aber ich tat, als hätte ich nichts gemerkt. Die Tage vergingen, und die Prophezeiung Smokes bewahrheitete sich. Der Cockney wurde demütiger und sklavischer vor mir als selbst vor Wolf Larsen. Ich redete ihn nicht mehr „Herr Mugridge" an, wusch nicht mehr die fettigen Töpfe aus und schälte nicht mehr Kartoffeln. Ich verrichtete meine Arbeit, aber nur meine eigene, wann und wie ich es für richtig hielt. Ich trug auch nach Matrosenart meinen Dolch in einer Scheide an der Hüfte und nahm von jetzt an Thomas Mugridge gegenüber eine Haltung ein, die aus Hohn und Verachtung gemischt war.

*

Die Vertraulichkeit zwischen Wolf Larsen und mir nimmt zu — wenn man mit Vertraulichkeit Beziehungen zwischen Herrn und Diener oder besser noch zwischen König und Hofnarr bezeichnen kann. Ich bin ihm nichts als ein Spielzeug. Meine Aufgabe ist es, ihn zu unterhalten, und solange ich das tue, ist alles gut; langweile ich ihn aber oder überkommt ihn eine seiner düsteren Launen, so werde ich sofort wieder vom Kajütentisch in die Kombüse gejagt und muß mich noch glücklich preisen, wenn ich mit heilen Gliedern davonkomme.

Allmählich erkenne ich immer mehr die Einsamkeit des Mannes. Nicht einer an Bord, der ihn nicht haßt und fürchtet, nicht einer, den er nicht verachtet. Die ungeheure Kraft, die in ihm ruht und nie eine würdige Verwendung gefunden hat, scheint ihn zu verzehren. Die Einsamkeit ist schon schlimm an sich, noch schlimmer aber ist es, daß ihn die ursprüngliche Schwermut seiner Rasse bedrückt. Seit ich ihn kenne, verstehe ich die alten skandinavischen Mythen besser. Lacht er, so ist es nur eine Laune. Aber er lacht selten; zu oft ist er schwermütig. Wäre er nicht ein so entsetzlicher Mensch, ich könnte zuweilen Mitleid mit ihm haben, wie zum Beispiel vor drei Tagen, als ich morgens überraschend in seine Kajüte trat, um die Wasserflasche zu füllen. Er sah mich nicht. Sein Kopf war in den Händen vergraben, seine Schultern zuckten krampfhaft, und als ich mich leise zurückzog, hörte ich ihn stöhnen: „Gott! Ach Gott!" Nicht etwa, daß er Gott angerufen hätte, es war ein Wort, das an niemand gerichtet war, ihm aber aus tiefster Seele kam.

Bei Tisch fragte er die Jäger nach einem Mittel gegen Kopfschmerzen, und abends taumelte er halbblind in der Kajüte herum.

„Ich bin nie in meinem Leben krank gewesen, Hump," sagte er, als ich ihm in seine Koje half. „Und ich habe auch noch nie Kopfschmerzen gehabt, außer in der Zeit, als mein Kopf heilte, nachdem ich mir aus Unvorsichtigkeit ein sechs Zoll großes Loch mit dem Ankerspill geschlagen hatte."

Drei Tage lang dauerten die entsetzlichen Kopfschmerzen, und er litt, wie ein wildes Tier leidet und wie man auf diesem Schiffe zu leiden scheint: klaglos, mitleidlos, ganz allein.

Als ich dann morgens seine Kajüte betrat, um sein Bett zu machen und aufzuräumen, fand ich ihn wohlauf und mitten in der Arbeit. Tisch und Koje waren mit Plänen und Berechnungen übersät. Mit Zirkel und Winkel zeichnete er eine große Skala auf einen großen Bogen Pauspapier.

„Hallo, Hump!" begrüßte er mich heiter. „Ich mache gerade die letzten Striche. Wollen Sie sehen?"

„Was ist das?" fragte ich.

„Eine Anleitung für Seeleute, die Zeit erspart und Navigieren zum Kinderspiel macht," antwortete er heiter, und seine Augen, die an diesem Morgen klar und blau wie die See waren, funkelten.

„Sie müssen viel von Mathematik verstehen," sagte ich. „Wo sind Sie zur Schule gegangen?"

„Ich hab' nie eine Schule von innen gesehen — leider. Hab' es selbst ausgraben müssen. Und warum, glauben Sie, hab' ich die Sache hier gemacht?" fragte er unvermittelt. „In der Hoffnung, meine Spur im Sande der Zeit zu hinterlassen?" Er lachte sein höhnisches Lachen. „Keineswegs. Ich will es mir patentieren lassen und Geld damit verdienen, um die Nächte zu durchprassen, während andere arbeiten. Das ist meine Absicht. Aber die Geschichte hat mir auch Freude gemacht." Er fuhr fort, Linien und Ziffern auf die transparente Skala zu zeichnen. Es war eine Aufgabe, die äußerste Genauigkeit erforderte, und ich mußte bewundern, wie er seine Kraft zügelte und der nötigen Feinheit und Aufmerksamkeit anpaßte.

Als ich das Bett gemacht hatte, überraschte ich mich dabei, wie ich ihn fasziniert ansah. Er war sicher schön — schön als Mann. Und immer wieder wunderte ich mich, daß sein Antlitz nicht die Spur von Verderbnis oder Lasterhaftigkeit zeigte. Es war das Gesicht eines Mannes, der nichts tat, was er nicht vor seinem Gewissen verantworten konnte, oder — der überhaupt kein Gewissen hatte. Ich neige dazu, letzteres zu glauben. Er war ein Mensch, so primitiv, wie die Welt ihn vor Entwicklung der Moral gesehen hatte. Er war nicht unmoralisch, sondern ganz morallos.

Wie gesagt, er war schön als Mann. Sein glattrasiertes Gesicht ließ jeden Zug hervortreten, und es war rein und scharf geschnitten wie eine Kamee. Sonne und Meer hatten die Haut zu einem dunklen Bronzeton gebräunt, der von Kampf und Streit zeugte und sowohl Wildheit wie Schönheit noch erhöhte. Seine Lippen waren voll, aber doch von der Herbheit, die sonst dünnen Lippen eigen ist. Mund, Kinn und Kinnbacken zeugten von Festigkeit und Härte, gepaart mit männlicher Wildheit und Unbezähmbarkeit — ebenso die Nase. Und während das alles die verkörperte Stärke war, schienen die Linien von Augen und Brauen gleichsam veredelt zu sein durch die Schwermut in der Tiefe seiner Seele, und die Züge erhielten dadurch eine Größe und Vollkommenheit, die ihnen sonst gefehlt hätten.

Wie sehr der Mann mich doch interessierte! Wer war er? Was war er? Wie war er zu dem geworden, der er war? Alle Fähigkeiten schien er zu besitzen, alle Möglichkeiten — warum war er denn nichts geworden als der einfache Kapitän eines Robbenfängers mit einem Ruf furchteinflößender Brutalität unter den Seeleuten und Jägern?

Meine Neugier mußte sich Luft machen.

„Warum haben Sie nichts Großes auf dieser Welt vollbracht? Mit Ihrer immensen Kraft hätten Sie jede Höhe erklimmen können. Ohne Gewissen oder moralische Instinkte, wie Sie sind, hätten Sie die Welt unterjochen und beherrschen können. Und statt dessen sind Sie, auf der Höhe des Lebens, der Führer eines Schoners und jagen Robben, um die Eitelkeit und Putzsucht der Weiber zu befriedigen, schwelgen, um Ihre eigenen Worte zu gebrauchen, in einer Gemeinheit, die alles andere eher als herrlich ist. Mit all Ihrer wunderbaren Kraft haben Sie nichts vollbracht! Gab es nichts, das Sie hielt, das Sie halten konnte? Warum? Besaßen Sie keinen Ehrgeiz? Sind Sie Versuchungen erlegen? Warum?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Eule auf dem Kühler.

Von Wolfgang Federau.

Es war kein Zufall, daß Erhard sich gerade eine Eule, eine schöne, bereits etwas angedunkelte Bronze aus dem vorigen Jahrhundert, kaufte und sie noch am selben Tage vorne auf dem glänzenden, spiegelblanken Kühler seines neuen Wagens befestigen ließ. Seine Frau war mit dieser Auswahl nicht ganz einverstanden, aber er meinte lächelnd:

„Was willst du, die Eule ist das Sinnbild der Weisheit; und der Wissende ist glücklich. Wir können unter keinen besseren Vorzeichen fahren . . .“

Er streichelte die Figur und ging pfeifend und fröhlich um den Wagen herum, der so sauber und frisch elegant in der Garage stand und nichts verriet von den vielen Pferdekräften, die — noch gefesselt — in ihm schlummerten.

Am Sonntag wollten sie den Wagen durch eine erste größere Ausfahrt einweihen; es sollte nicht eingekehrt werden, alles würde man mitnehmen, kalten Braten, Weine, und was so zu einem soliden Picknick im Grünen gehört. Erhard hatte auch Reitzenstein eingeladen, mit dem ihn noch aus der Studentenzeit eine herzliche Freundschaft verband. Lotte mochte ihn nicht recht leiden, diesen Freund, das wußte Erhard wohl. Aber er hatte sich nicht veranlaßt gefühlt, dem Grund dieser Abneigung, die übrigens auf Gegenseitigkeit zu beruhen schien, nachzugehen. „Weiberlaunen“ dachte er und war im übrigen einsichtig genug sich zu sagen, daß man nicht verlangen könne, die Frau solle mit ihrem Manne auch zugleich dessen ganze Verwandtschaft und Freundschaft mit ins Herz schließen. Lotte blieb gegen Reitzenstein eben so liebenswürdig, korrekt und höflich wie jener gegenüber Erhards Frau, und wenn auch jede Spur herzlicher Gesinnung fehlte, — nun, es war vielleicht ganz gut, daß es so war . . .

Es war strahlendes Wetter am Sonntag — nach all den kalten, regnerischen Tagen und Wochen plötzlich lauter Sonne und fast sommerliche Wärme. Reitzenstein kam an, mit einem großen Rosenstrauß bewaffnet — wie er denn immer sehr nett und höflich zu Frau Lotte war, trotzdem er wissen mußte, daß sie ihn nicht sehr leiden konnte, — er war glänzender Laune und konnte sich nicht genug tun, den neuen Wagen Erhards zu bewundern. „Der bisherige war auch wirklich schon ein rechter Klapperkasten,“ meinte er und man sah ihm an, wie sehr er sich auf die Fahrt freute.

Erhard lenkte selbst — er hätte keine rechte Freude gehabt, wenn er einen anderen am Steuer gewußt hätte. Der Motor war ihm Sport, war ihm ein wildes, schönes und edles Rennpferd, das er beherrschte und bändigte, mehr durch geistige Ueberlegenheit, als durch die Kraft und Geschicklichkeit seiner Hände. „Auch Maschinen haben ihre Vernunft und ihre Seele“ pflegte er zu sagen, „und er wird nie ein anständiger Herrenfahrer werden, der seinen Wagen nicht liebt, ihn nicht zu verstehen trachtet — so hingebungsvoll, wie man eine Frau lieben soll.“

Wenn sie allein fuhren, hatte er immer Lotte neben sich auf dem Führersitz. Ihre Nähe beruhigte ihn mehr, als daß sie ihn hinderte, er fühlte die Wärme ihres schönen Körpers und unterhielt sich mit ihr gut, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Ein Lächeln, ein flüchtiger Händedruck sagte so viel. Sie war immer ein bißchen ängstlich und fürchtete sich, wenn er schnell fuhr — und gerade diese leise Unruhe in ihr machte sie ihm besonders begehrenswert. Deutlicher glaubte er dann zu verspüren, wie sehr sie ihm vertraute, wie sehr sie ihm gehöre. Das schmeichelte ein wenig seiner männlichen Eitelkeit und veranlaßte ihn, Letztes aus dem Motor herauszuholen, bis sie ihn fast flehentlich bat, die Fahrt zu verlangsamen.

Heute ging das nun nicht. Sie saß neben Reitzenstein im Fond und ehe Erhard den Motor anlaufen ließ, bat er sie noch mit einem Blick, ja recht nett zu seinem Freunde zu sein, und die frohe, schöne Stimmung nicht zu verderben. Sie beruhigte ihn mit einem vielsagenden, schelmischen Lächeln, und er küßte sie verstohlen auf den Nacken, ehe sie in den Wagen stieg.

Anfangs, auf der Strecke bis Knüppelkrug, machte der Weg unendlich viele Krümmungen, und Erhard war vollkommen in Anspruch genommen. Er mußte mächtig aufpassen, — die Straße war von Gefährten aller Art belebt, die Kurven zuweilen so scharf, daß man alle Hände voll zu tun hatte, richtig herumzukommen. Das bronzene Gefieder der Eule vorn auf dem zitternden Kühler schimmerte rot und golden, und Erhards Augen hingen wie gebannt an dem gedrungenen Kopf der Figur, die jede einzige Bewegung des Wagens so getreu mitmachte.

Hinter dem Dorfe aber dehnte sich die Chaussee wie mit dem Lineal gezogen in die Unendlichkeit. Unabsehbare Getreidefelder rechts und links, von der Straße beiderseitig durch zwei tiefe Gräben getrennt. Der Wagen lief sanft und geräuschlos, sich wiegend in seinen Federn, fast von selbst. Erhard konnte ab und zu den Kopf wenden, den beiden ein paar Worte zurufen. Lotte und Reitzenstein saßen sehr ruhig und etwas steif nebeneinander; ihre Augen hafteten auf der Landschaft, die sanft und friedlich vorüberglitt.

„Warum fährst du denn heute so langsam?“ fragte Lotte plötzlich, als Erhard sie wieder einmal flüchtig anlächelte. Eine leise Ungeduld sprach aus ihrer Stimme. Zuerst war er überrascht, aber „Aha,“ dachte er dann, „sie will Reitzenstein zeigen, daß sie keine Angst hat“, und steigerte sofort die Geschwindigkeit des Wagens. Hei, das war nun freilich etwas anderes. Der Motor summte tief und gleichmäßig, fast ein bißchen drohend, und die Landschaft, eben noch so friedlich vorbeischwebend, stürzte ihnen nun entgegen wie ein Feind, den es zu überwinden galt. Ein kleines Wäldchen fegte vorbei wie eine kompakte Masse — es war kein einzelner Stamm mehr zu unterscheiden.

„Hundertzwanzig Kilometer,“ las Erhard ab, und dabei fuhr der Wagen noch genau so ruhig und glatt wie vorher. „Wirklich ein guter Kauf“ dachte er. Und im selben Augenblick hörte er ein seltsames Geräusch: tack . . . tack . . . trr . . . O, ein Geräusch, das er von einer früheren Gelegenheit her so gut kannte. Damals hatte er Glück gehabt, aber jetzt . . . Er sah hinten schon die Kurve — es war die letzte Krümmung der Chaussee kurz vor dem Walde, an dessen Rand sie lagern wollten. Aschgrau im Gesicht vor Aufregung fuhr er mit der Hand nach der Bremse — aber dann blickte er zufällig in den Spiegel, mit dem man die zurückliegende Strecke überschauen konnte. Und in diesem Spiegel, der sich etwas nach innen geneigt hatte, sah er Lotte, und seinen Freund, und die beiden hatten die Gesichter ganz dicht nebeneinander und jetzt — jetzt — küßten sie sich! . . .

Erhards tastende Hand fiel herab wie abgehauen, die andere ruhte bewegungslos auf dem Steuerrad. Jählings wurde es ganz hell in ihm; er verstand so vieles, für das er bisher keine rechte Erklärung gefunden hatte. Einzelne Worte von Lotte, einzelne Gebärden fielen ihm ein — nun bekamen sie alle Sinn und Deutung. Es gab nichts mehr zu tun für ihn. Er machte keinen Versuch, den Wagen, der dem Steuer nicht mehr gehorchte und mit ungeheurer Geschwindigkeit vorwärts brauste, zu bremsen. Zwang sich, keinen Blick mehr in den Spiegel zu werfen. Kettete seine Augen fest an der bronzenen Figur vorn. „Wissen bedeutet Glück,“ dachte er. „. . . wirklich?“ — Es war das Letzte, was er dachte . . . er lächelte irr.

Jetzt kam die Kurve. Der Wagen raste über die Böschung hinweg — durch seine ungeheure Geschwindigkeit schwebte er für den Bruchteil einer Sekunde in der Luft. Dann senkte sich seine Spitze, die Sonne verschwand. Und dann ward es Nacht . . .

Amerikanische Justiz-Kuriosa.

In Amerika war ein Mann angeklagt der Vielweiberei. In Amerika gibt es seltsame Richter, Richter, die das Leben kennen, die den grünen Tisch für eine ebenso böswillige Erfindung Europas halten wie die Gesetze, die nicht immer richtig und nach europäischen Begriffen gerecht, aber häufig ebenso drastisch wie wirksam ihr Urteil fällen. In Amerika war ein Man angeklagt, vier Frauen zu gleicher Zeit besessen zu haben, oder von ihnen besessen worden zu sein, ohne daß die eine von der Existenz der anderen wußte. In Amerika kam dieser Mann vor einen drastischen Richter, der das Leben kannte und die Gesetze für eine nicht eben vollkommene Erfindung des schwachen menschlichen Geistes achtete. Dieser Richter, er war sicher auch verheiratet, erkannte, in welch seltsamer Lage dieser Mann mit den vier Frauen sich befand. Jeden Tag mußte er gewärtig sein, daß die eine von der Existenz der anderen erfuhr, daß die dritte die vierte traf und daß aus den Einzelehen eine gemeinsame Ehe gegen den Polygamisten entstand. Vier Frauen war sicher schlimm, aber vier Frauen, bei der man die eine vor der anderen verbergen mußte, das war sicher schlimmer als die Hölle. Wenn man diesen Mann ins Gefängnis sperrte, hätte man ihm sicher eine Wohltat erwiesen, indem man ihn aus der Gefahr der vier Frauen befreite. Da der kluge amerikanische Richter aber der Ansicht war, daß der Angeklagte diese Wohltat nicht verdient hatte, so verhalf er ihm nicht zu dem rettenden Gefängnis, sondern ließ ihn in der Gewalt der vier Frauen. Der Mann wurde freigesprochen.

*

In Amerika war eine Frau angeklagt, eine Dame der guten Gesellschaft, sie hatte auf dem Franklin-Platz in Washington gesessen, ganz still auf einer Bank, in der warmen, amerikanischen Sonne, in der Lektüre des neuesten Modebuches vertieft, als der Polizist auf sie zugetreten war. Dieser eifrige Polizist, der den Verkehr nicht mehr regeln konnte, weil der Rock der Dame der Gesellschaft so arg kurz war, daß er über das Knie hinaufgerutscht war, und weil die Strümpfe so arg kurz waren, daß sie nicht bis zum Knie reichten. Das nackte Knie war zur Verkehrsgefahr geworden, gefährdete die öffentliche Ordnung, denn der Polizist hatte vergessen, minutenlang vergessen, die Straße frei zu geben, weil er auf jenes nackte Knie starren mußte. Höflich bat er die Dame, dieses Verkehrshindernis und störende Moment der öffentlichen Ordnung zu beseitigen. Aber die Dame weigerte sich. Sie begriff den Zusammenhang zwischen dem nackten Knie und der Verkehrsregelung nicht, zumal sie in London einst ganze Regimenter mit nackten Knien gesehen hatte, ohne daß auch nur ein Auto ins Stocken geraten war. Was blieb dem braven Polizisten übrig, als die Dame zu verhaften, wenn er nicht die Verantwortung für ein Verkehrsunglück übernehmen wollte. Diese Dame nun stand vor den Schranken des Gerichts, angeklagt wegen Erregung öffentlichen Aergernisses. Man wälzte die amerikanischen Gesetze von vorn nach hinten. Nirgends stand etwas vom bloßen Frauenknie, nirgends gab es einen Paragraphen, der den Zusammenhang zwischen dem entblößten Knie und der gefährdeten Ordnung aufklärte. Und so sprach man sie frei, aber der weise amerikanische Richter konnte sich nicht enthalten, zu erklären, daß nur offenbar eine Lücke im Gesetz vorhanden sei, und daß das Gesetz an dieser Stelle dringend einer Ergänzung bedürfe. Es war, wie die amerikanischen Zeitungen behaupteten, nicht derselbe Richter, der den Mann mit den vier Frauen freigesprochen hatte.

*

Und wieder stand ein Mann in Amerika vor seinem Richter. In Chicago war es, wo die Leute die Hände hochheben, wenn ein Autoreifen platzt, weil das der seltenere Fall gegenüber den Fällen

des offenen Straßenraubes ist. In Chicago, wo man am hellen, lichten Tage die Banktresors mit Dynamit sprengt, wo die Polizisten vor den Verbrechern salutieren, damit sie ihnen nichts tun. In Chicago war es, wo der Detektiv Alfred Herbert angeklagt war der Vielweiberei. Er war der Rekordpolygamist Amerikas und zu gleicher Zeit mit zwölf Frauen verheiratet. Und was tat der kluge amerikanische Richter? Er verfügte, daß der Mann von einer Jury abgeurteilt werden sollte, die aus seinen zwölf Frauen bestand.

Der Mann mit den fünfhundert Frauen.

In einer hübschen Villa in Genf lebt der frühere Sultan der Türkei Mohammed VI. in stiller und friedlicher Zurückgezogenheit. Wenn er sich nicht in Genf aufhält, kann man ihn im Berner Oberland in einer Berghütte finden, wo er wie ein wirklicher Gebirgsbewohner mit derben Stiefeln und Lodenrock auftritt. Ein Besucher, der ihn kürzlich sprechen wollte, mußte sich von Genf ins Berner Oberland begeben, um ihn zu sehen. In diesem Blockhause saß der Beherrscher aller Gläubigen, der Mann, der den einst weltberühmten Harem mit fünfhundert Frauen gehabt hatte, am Herdfeuer, gerade damit beschäftigt, seine Socken zu trocknen. Nichts in seiner Gestalt konnte den Besucher vermuten lassen, daß er wirklich den Ex-Sultan vor sich hätte, und maßlos war seine Verwunderung, als diese robust gesunde Gestalt sich als der Gesuchte zu erkennen gab. Mit einer wahren Freude hat dieser Mann das wollüstige Leben des Orients abgestreift, um sich ganz in einen gesundheitsgemäß lebenden Bergbewohner zu verwandeln. Vor allem ist er froh, ohne die vielen Frauen auskommen zu können. Statt dessen wird er sich jetzt nach europäischer Sitte mit einer Frau verbinden, denn seine Vermählung mit einer reizenden jungen Französin steht bevor. Auf die Frage seines Besuchers, wie die Verhältnisse in der Türkei sich denn jetzt gestalteten, wo doch von den türkischen Frauen für die Einehe Propaganda gemacht wird, erwiderte Mohammed: „Der moderne Mann in der Türkei wird, wenn er einigermaßen vernünftig ist, einer solchen Forderung sofort stattgeben. Von Freunden, die aus Angora zu mir kamen, um mich zu besuchen, hörte ich, daß es in der Türkei heute viel mehr Junggesellen gibt, als zur Zeit meiner Regierung."

„Wie mag das kommen?" fragte der Besucher.

„Entweder werden die Frauen vorsichtiger durch ihre neue Emanzipation, oder die Männer sind vernünftiger geworden," lächelte Mohammed. „Mustapha Kemal war in einem Punkte immer weise, er sah ein, daß Frauen und Mißhelligkeiten immer zusammenhängen, — wenn man die Frauen bekommt, folgen die Mißhelligkeiten naturnotwendig."

Ein Mann, der selber fünfhundert Frauen hatte, muß in diesem Punkte wohl ein einigermaßen zutreffendes Urteil haben, da er mehr Erfahrungen gemacht hat, als sonst ein Mann auf der Welt. Es mag für einen Mann manchmal nicht ganz leicht sein, es einer Frau recht zu machen, — wenn aber Wünsche und Wollen von fünfhundert Frauen einen Mann umschwirren, ist es vielleicht zu begreifen, daß er ohne Bedauern in seinem bescheidenen Exil der vergangenen Pracht gedenkt. Der Harem war für jene Herrscher eben auch viel mehr ein notwendiger Punkt der Repräsentation, als wirklich innerer Wunsch. Einen großen Harem zu haben, bedeutete Macht, Reichtum, Größe, gehörte zu einem vornehmen Manne, und nun gar zu einem Herrscher dazu wie der Marstall und die Schatzkammer voller Juwelen. Wer dieses alles nicht hatte, wäre nicht der Herrscher aller Herrscher gewesen, den das Volk, und ganz besonders das orientalische, zu sehen begehrt. Ein Herrscher, der wie ein einfacher Mensch gelebt hätte, etwa wie der frühere Sultan jetzt im Exil lebt, wäre dem Volk unbegreiflich, ja verächtlich gewesen. Es galt Schaulust zu befriedigen und Geheimnis um sich zu weben, wenn man der große Kalif sein wollte, den bis in unsere Tage ein Märchenglanz aus Tausend und einer Nacht umgab.

Proben-Zauber.

Von **Max Brod.**

Das Theater bei Tag — ein großer Raum ohne Fenster. Abends merkst du bei festlicher Beleuchtung nichts von dieser Abgeschlossenheit. Trittst du aber bei Tag ein, so bist du wie in der Kabine eines ungeheuren Ozeandampfers, tief unter Wasser, fährst dahin im Bauch des Schiffes, in das kein Lärm und kein Licht von außen eindringt.

Die Theaterluft zieht immer wieder unwiderstehlich an. Werfel hat sie in seinem Verdi-Roman geschildert, hat den seltsamen Geruch aufgefangen, von dem der alte Maestro bezaubert wird, sobald er sich hinter die Kulissen begibt. Tausendmal hat er den Zauber verspürt, immer neu erliegt er ihm.

Und das Theater am Vormittag, wenn eigentlich kein Theater gespielt wird, — da ist es, als ob sich der Zauber verhundertfache. Vielleicht weil man ihm allein ausgeliefert ist oder mit anderen nur eine kleine Gruppe bildet, nicht in der großen Masse des Theaterpublikums sich verliert, wo sich dieser Zauber auf viele Einzelne verteilen kann.

Probe am Vormittag. Alles ganz anders als am Abend, und doch erkennt man den vertrauten Saal wieder. Die Sesselreihen mit Leinwandüberzügen bedeckt, wie in Königsschlössern, die zur Besichtigung geöffnet sind. Was aber dem Raum ein völlig verändertes Aussehen gibt, ist das kleine Tischchen zwischen den Parkettreihen. Nie hat man die Möglichkeit erwogen, an dieser Stelle, wo man sonst nur festlich gekleidete Besucher und livrierte Saaldiener sah, ein nüchternes Arbeitstischchen vorzufinden, mit einer elektrischen Lampe darauf und mit einem Telephon, das, wie meine Neugierde sofort feststellt, zum „Beleuchter" auf die Bühne führt. In leisem Ton „arbeitet" der Regisseur an diesem Tischchen, gibt Weisungen, die man nicht hört, die sich aber auf der Szene oben rasch in einem Aufzucken oder Abflauen des Lichtes verwirklichen. Arbeit in diesem Zuschauerraum, den man sonst als das Gegenbild aller Arbeit, als Stätte der Erholung, der Erhebung sah. Das kleine Tischchen zwischen den Parkettreihen verändert den ganzen Raum, wirkt wie ein fremdländischer Akzent auf einem gewohnten Wort.

Die Probenarbeit gehört zu dem Anstrengendsten an geistiger Arbeit, das ich je gesehen habe. Nuancen, die dann während der Aufführung nur ganz geringe Teile des Gesamteindruckes bilden, werden mit einer Wichtigkeit diskutiert, als hinge von ihnen der ganze Erfolg ab. Eine Anstrengung der Schauspieler, die ich e fassen kann, liegt darin, daß ganze Szenen wilder Leidenschaftsausbrüche wiederholt werden. Eben hast du mit rasendem Ausbruch den Tod deines einzigen Kindes beweint — es klang einmalig, unwiederholbar —, aber nun hat ein Partner nicht ganz richtig eingesetzt, und die ganze Szene mit Tod und Schmerzensausbruch beginnt nochmals von vorn, die gewaltige Gefühlsspannung wird ein zweites, ein drittes Mal verlangt. Und das Wunder geschieht: ohne Abschwächung wird sie nochmals und nochmals dargeboten.

Das Seltsame liegt darin, wie die Darsteller in ihrer Rolle stecken und dabei doch im Augenblick sich in die Wirklichkeit umschalten müssen, in die Tatsache, daß hier probiert, gefeilt, wiederholt wird. Ein Zwischenzustand zwischen Träumen und Wachen. Wie schwer, dabei nicht die Tragik, wie viel schwerer, dabei nicht den Humor zu verlieren. Und doch sah ich bei den Proben, die ich jetzt mitgemacht habe, keine einzige Episode schlechten Humors. Im Gegenteil, ich muß es geradezu bewundern, wie die Schauspieler dem Partner, der mal das Stichwort verfehlt und schuld daran ist, daß man die Sache noch einmal machen muß, nicht einen Augenblick lang böse sind. Es herrscht da eine Ritterlichkeit und vornehme Kollegialität, um die mancher andere Beruf den Schauspielerstand beneiden könnte. „Bitte, gehen wir zurück," heißt der technische Ausdruck, der immer wieder mit sachlicher Kühle aus dem Munde des Regisseurs erklingt. Das heißt: noch einmal von vorn! Ich selbst würde ja wütend werden, wenn man mir das immer wieder zumutete, weil der andere gepatzt hat. Bei den Proben aber hörte ich kein Wort der Mißstimmung, des Vorwurfs. Ohne zu zögern, beginnt man schon an der bezeichneten Stelle von neuem. Das geht so schnell, daß der Probenzuhörer es manchmal gar nicht faßt. Er glaubt, es habe oben auf der Szene eine lebhafte Diskussion darüber begonen, ob man „zurückgehen" solle oder nicht. Indessen sind die Herren und Damen schon mitten im Dialog des Stückes. „Ich werde ohnmächtig," rief aber einmal eine Schauspielerin. Jetzt hat sie genug, dachte ich, jetzt macht sie Krach. Aber keine Spur! Die Worte „Ich werde ohnmächtig" waren schon aus unserem Stück, und die Dame war brav und eifrig „zurückgegangen", ehe ich die Situation überblickt hatte.

Allerlei Wissen.

Lautsprecher auf Bahnhöfen. Auf einem der größten Londoner Bahnhöfe ist eine Lautsprecheranlage eingerichtet worden, die dazu dient, den Reisenden die Abfahrzeit der Züge und ihre Richtung anzugeben. Die bisherigen Versuche haben sich gut bewährt.

„Daniel in der Löwengrube." Der vom Intendant Klitsch zur alleinigen Uraufführung am Stadttheater Mainz erworbene Schwank „Daniel in der Löwengrube" von Hermann Lekisch und Max Malén wurde vom Deutschen Theater in Hannover, von den Stadttheatern Kottbus, Halle, Magdeburg, Nordhausen und Stettin, sowie vom Landestheater in Rudolstadt erworben.

Fröhliche Ecke.

Glossen. Liebe auf den ersten Blick ist durchaus möglich, aber es ist immer gut, dann die Brille abzunehmen und nochmals hinzusehen.

*

Die moderne Frau würde eine wundervolle Köchin abgeben, wenn sie nur eine Küche finden könnte, die durch ein Lenkrad zu leiten ist.

*

Der Mann, der heutzutage Geld spart, ist kein Geizhals, sondern ein Zauberer.

*

Ein Kritiker schreibt die Traurigkeit der späteren Werke H. G. Wells den Wirkungen des Krieges zu. Wir fürchten, daß man die Möglichkeit dieser Folgen des Krieges nicht bedacht hat, als man die Feindseligkeiten begann.

*

Unsere durch hohe Zölle geschützten Fabrikanten haben mit Schmerz bemerkt, daß die Zollmauer, die die französischen Konkurrenten fernhält, auch die französischen Käufer fernhält. Ihr betrübtes Gesicht erinnert an jenen klassischen Zimmermann, der einen Hühnerstall von innen ausbaute und dann nicht herauskonnte.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.